

Gärprozesses sind, daß das Ferment „Armand“ in den Befallenen arbeitet und die verschiedenen Grade und Formen der Entzündungen hervorruft, vom Strohfeuer des frühen Eros bei dem Backfisch angefangen über das verhaltene Glimmen des lüsternen Lords bis zum geistig-fleischlichen Gasbrand der Madame Houplé immer neue Nuancen und Schattierungen bietend, immer neue Reize aus dem Stoff „Fleisch“ verflüchtigend, das kann der Film nicht wiedergeben.

Dutzendschlechtigkeiten, billige Sensationen, die sich mit Unmoral aufplustern, perverse Verführungsgeschichten, sentimentale Mätzchen kennzeich-

nen den Film gegenüber dem Buch als Abklatsch. Der Schmelz des Luziferischen ist nur noch flittrige Glasur, der Ruch des Ruchlosen billiges Parfüm, das Schlechte klebrig, vulgär, peinlich. Der letzte schweifende Nachzügler aus dem Heer Luzifers verabschiedet sich im Film mit festen Planken unter den Füßen und weiterer Aufstiegsmöglichkeiten gewiß — als *Amerikaner*.

So wurde aus einer bösen Sache eine schlechte Sache, aus Kunst Kitsch. Denn der Film war dem Buch nicht materialgerecht; was die Sprache kann, kann die Kamera noch lange nicht. Daß auch die Sprache nicht *durfte*, das steht auf einem andern Blatt. Leni Asbeck

Ein Briefwechsel

EDZARD SCHAPER — HUBERT BECHER SJ

Sehr geehrter Herr Schaper!

Ihr neuestes Buch „Attentat auf den Mächtigen“ hat von der künstlerischen Seite her in mir starke Bedenken hervorgerufen. Ich mag sie nun nicht in einer üblichen Besprechung der Öffentlichkeit mitteilen. Man scheut sich, einem verehrten Dichter etwas vorzuwerfen, was vielleicht nicht genügend begründet ist. Darum ziehe ich es vor, Ihnen brieflich meine Einwände vorzulegen, damit Sie Stellung nehmen und dadurch ihrer Leserschaft wohl sicher einen Einblick in Ihr künstlerisches Wollen geben können. Es bemüht sich offenbar, die Krisis des Romans der Gegenwart zu überwinden, der seit den Ausläufern des Naturalismus und den Versuchen eines neuen Symbolismus einer höheren Erfassung der Wirklichkeit zustrebt.

Zunächst war es für mich wie wohl für alle Leser eine Überraschung, Sie heiter zu sehen. Ich denke dabei nicht so sehr an die Zeichnung der preußischen Verwaltungs- und Polizeibehörden des Taunusbades, die durch die Nachricht, ein hoher russischer Beamter, der mächtige Oberprokureur des Heiligen Dirigierenden Synods, komme zur Kur, aus der Fassung geraten und alle Maßnahmen treffen, um ein Attentat zu verhüten, das die Gäste des lieblichen Städtchens in Aufregung versetzen und auch politische Folgen haben könnte. Heiterkeit verstehe ich in einem höheren Sinn, der in der eigentlichen Geschichte Ihres Buches zutage tritt. Ihr großes Thema, das Sie in so manchen Dichtungen behandeln, ist der Sinn und der Mißbrauch der Macht, das Wesen und die Aufgabe der Autorität, die für die Ordnung der Menschenwelt verantwortlich ist und das Miteinander der Menschen zu einer gedeihlichen Lebenserfüllung bringt und dadurch die Bewegung des Geistes höher führt. Während nun in Ihren früheren Werken die Macht sich als Selbstwert

begreift, die Herrschaft Genuß ist und sich ihr gegenüber die Freiheit des Einzelmenschen, sei es irrend durch Empörung und Revolution der Abhängigen und Unterjochten, sei es durch innere Überwindung des Zwanges in den Ohnmächtigen emporzuringen versucht bzw. sich läutert und vollendet, begegnen Sie diesem Gegenwartsproblem in Ihrem neuen Buch in einer ganz anderen Form.

Der Staat des zaristischen Rußlands ist seit Jahrhunderten als gottgewollte Einrichtung aufgefaßt worden. Die herrschenden Kreise haben sich als Herren von Gottes Gnaden betrachtet. Das begründet es auch, daß sie die Religion und die Kirche in ihr Ordnungssystem einfügten, sie als den Gewissensgaranten beschützten und stützten und von ihr verlangten, in diesem Sinn tätig zu sein. Wenn immer auch das Staatskirchentum eine große Gefahr war und diese Gefahr wahrhaftig häufig zur Verkehrung der rechten Ordnung wurde, so bestand doch immer die Möglichkeit einer rechten Besinnung. Für den gläubigen Untergebenen blieb das petrinische und paulinische Gebot, auch den bösen Herren zu gehorsamen, eine Verpflichtung, und sie vollendeten dadurch ihre christliche Lebensform. Die Neuzeit hat das Weltliche autonom gemacht und, zuerst in den westlichen Staaten, die Verabsolutierung der Macht und dadurch die Tyrannei heraufgeführt. Die Vollendung einer neuen Sklaverei ist im Bolschewismus des Ostens und in den totalitären Systemen des Westens Wirklichkeit geworden. Dadurch hat die Macht einen Einfluß auf die äußere Lebensführung und auf die Gewissen ausgeübt, die den inneren Menschen zu vernichten drohten und weithin tatsächlich vernichteten. Wer diesem Angriff standhalten wollte, mußte einen Druck ertragen, der die menschlichen Kräfte aufs äußerste anspannte, der entweder den Geist zerbrach oder ihn in die Höhe des Heroischen erhob.

Der Darstellung dieser Vorgänge sind die meisten Ihrer bisherigen Werke gewidmet. Es war damit gegeben, daß sie durch die ungeheure Wucht des Geschehens den Leser erschüttern.

In dem „Attentat auf den Mächtigen“ ist es ganz anders. Auch hier steht zwar die Kirche im Dienst des Staates und seiner überlieferten Ordnung. Aber in dem weltlichen Oberhaupt der Kirche, so darf man doch wohl den Oberprokureur des Dirigierenden Synods nennen, begegnet uns nicht ein Beamter, der blind alle Maßnahmen ergreift und nur Werkzeug ist, damit das Leben des Volkes ruhig und glücklich ablaufe. Er erneuert immer wieder die religiöse Kraft seiner Tätigkeit. Er macht sich Gedanken über das letzte und einzige Ziel des Menschen, der in der Gemeinschaft lebt. Die in der Kirche gesammelte Kraft des Offenbarungsgutes soll sowohl das Gewissen des einzelnen bestimmen wie in der gemeinschaftlichen Ordnung von außen her wirksam werden. In diese Welt gehört auch der Staat, der als Gottes Geschöpf nicht bloß eine diesseitige Aufgabe hat, sondern auch die Voraussetzungen schaffen muß, daß alle Glieder ungefährdet ihrem Ziel zustreben und den Sinn des Daseins erfüllen können. Dazu gehört ebenso die positive Förderung des geistlichen Lebens wie die Abwehr des Bösen. Dies letztere wird insofern immer vordringlich und besonders sichtbar sein, als es der Zwangsmaßnahmen gegen die offenen und geheimen Störer der Ordnung bedarf, um diese zu schützen. Hier entsteht denn ein Kampf wider das freie Recht des einzelnen, der sich auch für das entscheiden kann, was die Kirche und der die Kirche beherrschende Staat als Unrecht und Böses bezeichnen müssen. Wenn er auch nicht in den inneren Bereich des privaten Gewissens eingreifen möchte, so muß er, will er sich nicht selbst aufgeben, gegen alles vorgehen, was in der Öffentlichkeit Unruhe und Zwiespalt auslöst. Diese Überlegungen können nicht ohne Erschütterung des Verantwortlichen angestellt werden. Der Oberprokureur muß als Feind der Freiheit angesehen werden, als jemand, der die geistliche Macht für den Schutz einer Gesellschaftsordnung einsetzt, die von den neuen Gedanken, die den monarchischen Staat ablehnen, bekämpft wird. Es ist ein tragischer Zwiespalt. Der Vertreter der Liebe und Gnade

Gottes muß zum Kriminalpolizisten und Strafrichter werden. Aber Ihr Oberprokureur betrachtet das als das Joch, das ihm von Gott auferlegt wurde. Er muß den Haß ertragen und kann nur hoffen, in persönlichen Begegnungen mit seinen „Opfern“ sich zu rechtfertigen und zu zeigen, daß er auch sie in Liebe umfängt und daß sie ihm Brüder und Schwestern in Christo sind. Das ist die Heiterkeit in dem hohen Sinn, den das Buch auszeichnet.

Es ist begreiflich, daß die junge Generation, die ein anderes Gesellschaftsideal hat, den Oberprokureur mit Haß verfolgt, als Söldling einer verderbten Staatsallmacht und einer ihrem Sinn entfremdeten Kirche. Die Untergrundbewegung in Rußland beauftragt zwei Studenten, ihren Hauptgegner während seines Kuraufenthaltes in Deutschland zu vernichten. Eine Studentin, Tochter eines der höchsten Staatsbeamten, und ein Student kommen als angebliches Ehepaar auf ihrer Hochzeitsreise in das Taunusbad. Das Zusammensein hat in den politischen Fanatikern eine zarte Liebe aufkeimen lassen und gerade in dem Augenblick, als sie sich dessen bewußt werden, erscheint der spazierengehende Oberprokureur vor ihren Augen. Die Gelegenheit zum Attentat könnte nicht besser sein. Schon richtet der Student die Waffe auf seinen Gegner, da fällt ihm das Mädchen in den Arm, da es durch die menschliche Liebe im Innern die Mauer des fanatischen Hasses durchbrochen hat.

Die Polizei, deren Abwehrdienst in einem Augenblick versagt hatte, nimmt die verhinderten Attentäter gefangen. Auf Bitten des Oberprokureurs werden sie aber entlassen. Dadurch ganz verwirrt, flieht der Student, das Mädchen aber sucht ihren früheren Feind auf, um ihre Schuld zu bekennen und um Verzeihung zu bitten. Zwischen dem Greis, der den Tod nahe weiß, und dem jungen Leben kommt es nun zu tiefen Gesprächen, deren Frucht die Erkenntnis ist, daß nur die Liebe, die Liebe Christi es ist, die die Gegensätze versöhnt und die einem jeden den Mut und die Ausdauer gibt, sein eigenes Geschick zu tragen und seine letztlich von Gott stammende Berufung zu erfüllen.

Wenn wir schon die persönliche Geisteshaltung des Oberprokureurs, dessen Name Pobjedonoszew, d. i. Siegesträger, eine höhere Bedeutung hat – er siegt nicht so sehr im äußeren Triumph über seine Feinde, sondern er überwindet innerlich –, die der Heiterkeit nannten, strahlt sie besonders auf in der Begegnung der alten und der jungen Generation und verwandelt das blühende Leben des Mädchens.

Dies neue Buch ist nicht eine Zerreißprobe, in der es auf Tod und Leben geht, sondern eine Darstellung von Menschen, die im Sinn der ersten Kapitel der Apokalypse „überwunden“ haben und darum die Krone des Lebens empfangen dürfen.

Sie haben sich, sehr verehrter Herr Schaper, mit ihrem letzten Werk auf eine höhere Ebene erhoben. Ohne einer falschen Romantik zu verfallen, die alle Gegensätze auflösen möchte, stets in Verbindung mit dem Leid der von Sünde durchfluteten Welt, überzeugen Sie den Leser davon, daß es einen Sinn hat, auch in unserer Zeit den Namen Christi zu bekennen und in seinem Gefolge das eigene Heil und das der Mitmenschen zu wirken.

Sie werden aber fragen, welche künstlerische Bedenken ich gegen das „Attentat auf den Mächtigen“ vorzubringen hätte. Um es gerade heraus zu sagen, ich empfinde einen schmerzlichen und sogar peinlichen Zwiespalt dieses Wesensstückes Ihres Buches mit der so breit entwickelten, so anschaulich durchgeführten, so ergötzlichen, fast übermütigen und doch auch wieder gutmütigen Darstellung der Komik des biedereren preußischen Polizeiwesens. Es tut sich so wichtig, versucht sich in so kurzfristigem Scharfsinn, erstirbt in Ehrfurcht vor den Ministerialbehörden, von denen es Wohl und Wehe der Existenz abhängig glaubt. Stoßen hier nicht zwei Welten zusammen, die wirklich durch einen breiten Abgrund geschieden sind? Machen Sie nicht zwei Lebenskreise zu Nachbarn, die nicht zueinander gehören? Ist es nicht so, daß Sie den Versuch machen wollten, einmal sich unbeschwert gehen

zu lassen, und hat sich dann nicht Ihre wahre ernste Natur wieder durchgesetzt, die an den wurzelhaften menschlichen Fragen beheimatet ist? Entsteht nicht so ein Zwiespalt, der nur äußerlich überbrückt ist, eben dadurch, daß sich Menschen des einen und des anderen Kreises begegnen? Wo bleibt da die Einheit des Kunstwerks? Sie haben den Kern beider Welten, und zwar ausgezeichnet, getroffen. Aber, wie rechtfertigt Ihr künstlerisches Gewissen diese Verbindung? Das ist meine Frage.

Ihr ergebener
Hubert Becher SJ

Brig, Wallis, 23. Mai 1957

Sehr geehrter Herr Pater Becher,

nach der Rückkehr von meiner kurzen Reise habe ich noch einmal den Brief vorgenommen, den Sie in den „Stimmen der Zeit“ als Offenen Brief an mich zusammen mit einer Antwort von mir veröffentlichen möchten.

War mir aber schon vorher klar, daß ich nicht viel zu erwidern haben würde, so muß ich gestehen, daß das Nicht-viel inzwischen zu einem Ganz-wenig geworden ist, ohne daß ich damit die Bedeutung Ihres Schreibens und die schöne Analyse, die Sie von meinem „Attentat auf den Mächtigen“ geben, schmälern möchte.

Ich habe mit großer Freude gelesen, wie sich die Gestalt des Oberprokureurs in Ihrer Betrachtung ausnimmt, und kann mir keine tiefere Definition dieser Gestalt mit ihrer Tragik und ihrer Heiterkeit denken. Pobjedonoszew war sicherlich einer der letzten Staatsmänner, die um das zwiespältige Wesen der Macht und ihrer Verwaltung im christlichen Sinne gewußt haben. Auf dem Feld der Geschichte, soweit sie sich in meinem Roman spiegelt, wäre ich für Sie eine zu jeder Diskussion willige Begegnung.

Nicht so aber, was Kunst und „künstlerisches Wollen“ betrifft. Einmal glaube ich nicht, daß Schriftsteller ihre Arbeiten selbst kommentieren sollen. Zum anderen aber muß ich gestehen, daß ich von Kunst und von Literatur im besonderen nichts verstehe. Zählen Sie diese Äußerung bitte nicht jenen pseudo-naiven Flausen zu, die zuweilen auch mit Berechnung gemacht werden. Ich habe, um auf den ersten Absatz Ihres Briefes zu erwidern, weder ein „künstlerisches Wollen“, noch bemühe ich mich, „die Krisis des Romans der Gegenwart zu überwinden“. Ich arbeite – und arbeite ohne künstlerisches Wollen und sehe gar keine Krisis des Romans der Gegenwart, weil ich – obschon ich nichts von Literatur und von Romanen verstehe – immer gezwungen bin, den Bestand an Literatur mit neuen Büchern zu vermehren. In allen Fragen der Ästhetik wie auf so vielen anderen Gebieten bin ich ein Alphabet.

Die künstlerischen Bedenken gegen das „Attentat auf den Mächtigen“, bei denen „ein schmerzlicher und sogar peinlicher Zwiespalt“ in dem Buch empfunden wird, höre ich zum ersten Mal. Ich traue mir nicht zu, sie mit dem, was ich sagen kann, zerstreuen zu können. Nur muß ich Ihnen widersprechen, wenn Sie meinen, daß dieses Buch „nicht eine Zerreißprobe ist, in der es auf Tod und Leben geht“. Ich würde meinen, sotto voce ist es das auch; große Entscheidungen werden ja nicht immer nur geschrien.

Daß Sie „das Zusammenstoßen zweier Welten, die wirklich durch einen breiten Abgrund geschieden sind, und die Nachbarschaft zweier Lebenskreise, die nicht zueinander gehören“, zum Anlaß künstlerischer Bedenken machen, verstehe ich nicht. Diese beiden nicht zueinander gehörenden Welten und durch einen Abgrund geschiedenen Lebenskreise waren Jahrzehnte lang freundlich einander benachbart,

solange das berühmte Taunusbad Jahr für Jahr seine russischen Gäste empfing. Die Welt hatte damals noch eine Gesellschaft im tieferen Sinne, und der Adel verband viele Völker, wie es heute gar nicht mehr möglich ist.

Das ist, zugegeben, nur ein Argument der Historie für meinen Hinweis, daß diese Lebenskreise ja gar nicht so unvereinbar miteinander und die Welten gar nicht durch so breite Abgründe voneinander geschieden waren, wie Sie meinen, sehr geehrter Herr Pater. Und was in der lebendigen Welt gehört nicht bei allen Gegensätzen zusammen!

Gut, werden Sie erwidern, hier aber geht es um eine Frage der Kunst und was in ihr die nur äußerliche Überbrückung eines inneren Zwiespalts ausschließt, um eine Frage der inneren Harmonie im Kunstwerk.

Darüber kann ich nun nicht mehr reden, weil es um Theorien geht, von denen ich nichts verstehe und die für mich im Praktizieren: in der Arbeit selbst, völlig gegenstandslos werden.

Ihre Frage: „Ist es nicht so, daß Sie den Versuch machen wollten, einmal sich unbeschwert gehen zu lassen, und hat sich dann nicht Ihre wahre ernste Natur wieder durchgesetzt, die an den wurzelhaften menschlichen Fragen beheimatet ist?“ – diese Frage fragt so „daneben“, (wenn ich mich so ungeniert ausdrücken darf), daß ich mit einem verneinenden Kopfschütteln nur verlegen lächeln kann. Nein, nein, so war es nicht, weder mit dem „Versuch“, noch mit dem unbeschwerteren „Sich-Gehen-Lassen“, noch mit der „wahren, ernsten Natur“. Meine „wahre ernste Natur“ war beim Schreiben dieses Buches wohl so ernst, (ich erinnere mich jener Wochen), daß sie die zur Welt des Prokureurs kontrastierende Kurzweil in jener anderen Welt brauchte. Außerdem war und ist diese Welt der Regierungs-Assessoren und -Referendare gar nicht nur so kurzweilig oder nur komisch. Für uns heute hat vieles den Beiklang. Assessor von Dubrow, zum Beispiel, hat Ansichten, die meiner eigenen „wahren und ernsten Natur“ durchaus entsprechen. Uns will es heute verwunderlich scheinen, daß in den alten Passionsspielen die Narren den Kommentar zur Darstellung des Passionsgeschehens gaben; zuweilen aber geht die Wahrheit aus dem Mund der Narren leichter ein, als von den Kanzeln herab. Das mag den Verfassern der mittelalterlichen Spiele vorgeschwebt haben. Nun möchte ich die „so ergötzlich, fast übermütig und doch auch wieder gutmütig“ dargestellte Welt des biedereren preußischen Polizeiwesens beileibe nicht in Rolle und Rang des Narrenkommentars versetzt wissen, aber ich möchte meinen, *beide* Welten sind im „Attentat auf den Mächtigen“ nötig, die eine wirkt immer erst durch den Kontrast gegen die andere, und eine jede nur für sich allein führte zu einer beklemmenden Homophonie oder gar Monotonie.

Es tut mir leid, daß Sie „die Einheit des Kunstwerkes“ in dem Roman nicht gewahrt sehen und nach der Rechtfertigung fragen müssen, die „das künstlerische Gewissen“ für eine Verbindung zweier Welten, (auch „wo ihr Kern – und zwar ausgezeichnet – getroffen ist“) zu erbringen vermag.

Über mein „künstlerisches Gewissen“ weiß ich nichts oder nur soviel: man muß versuchen, sein Bestes zu tun. Arbeiten, arbeiten und nicht liederlich arbeiten. Hat man nicht genug Talent, dann werden es einem andere schon sagen, und dann wird man es ihnen glauben oder nicht glauben. Um das Gesetz für die Harmonie innerhalb eines Kunstwerks befragt, geht es mir aber nicht anders als meinen Bergdohlen hier, wenn man sie nach dem Geheimnis ihres (ohne Verstand) vollkommenen Fluges fragte. Sie schweigen, oder sie krächzen etwas Verkehrtes.

Nun, Sie sehen, sehr geehrter Herr Pater, ich habe nicht klug geschwiegen, sondern verkehrt gekrächzt.

Mit freundlichen Grüßen Ihr ergebener

Edzard Schaper